

Nr. 177. Bromberg, den 7. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(10. Fortsetzung.) ———

Als ihr nun Ferdinand seine Knechtenot offenbarte, sagte sie nach einem begreiflichen Zögern, sie wisse Hilfe, sie wolle es für eine Zeit versuchen, sich ohne den Trompeter von Caub einzurichten, er wisse ja wohl, daß sie in ihrem letzthin ausgebesserten und wieder bewohnbar gemachten Schafmeisterhäuschen einen neuen Häusling mit Familie aufgenommen habe — der werde ihr über das Grummet helfen ....

„Den Trompeter soll ich haben ...?“ fragte Ferdinand mit einem zweifelnden Grinsen.

„Er ist noch gut bei Kräften, das ist gewiß, Ferdinand ... Du darfst ihm nur nichts zu trinken geben und dann mußt du ihn kurz halten mit Worten und Befehlen. Er muß von Anfang an spüren, daß er einen scharfen Herrn an dir hat. Ich kenne ihn.“

Sie kannte den Trompeter freilich so gut, daß sie es an keinem Tage versäumte, ihm ein paar gute Worte zuzuwerfen, mit ihrer weise bemessenen Freundlichkeit täglich aufs neue die letzte Bereitschaft aus seinem langsam verlöschenden Leben herauszulocken, sie kannte ihn auch so gut, daß sie ihm als notwendigen Antrieb seines Schaffens noch immer bisweilen den Rausch gewährte, um dessentwillen sein Herz sich immer wieder aufraffte zum Werkeln: wie Brunnen waren diese Räusche aufgestellt am Weg seines Lebens — war einer geleert, so winkte in wochenweiter Entfernung schon wieder der nächste, als Ziel und als Lohn für lange geduldige Plage.

„Gut ...“, sagte Ferdinand, „ich will ihn schon in Räson halten, und keinen Tropfen soll er zu trinken bekommen bei mir.“

„So klug wirst du ja sein, dich danach zu richten, Ferdinand ...“

Ferdinand war so klug, und der alte Trompeter ging einem gestrengen Dienste entgegen.

Den Abschied machte ihm die gute Mutter so süß wie möglich. Der alte Knabe hatte sie fassungslos angestarrt, als sie ihm sagte, daß er auf dem Cordeshofe dienen sollte — denn fortgehen von hier, von der Mutter, das war wie das Ende dieses endlich geborgenen Lebens ....

„Mutter ... nein ...“, stammelte er und er wurde mit einem Mal ernst seit langen Jahren, „fort von hier ...? Hier gehöre ich doch her ...“

Sie blickte fort — ungewiß ist es, warum ... Sie sagte:

„Es ist nur für eine Zeit, Edmund. Wir müssen Cordes Ferdinand helfen, das ist Christenpflicht. Hernach, auf den Winter, kannst du wohl wieder zu mir kommen ...“

„Ja, Mutter ... aber darf ich auch wirklich wiederkommen ...?“

„Das wird wohl angehen. Du darfst mich auch öfter besuchen, Edmund, du sollst dann immer deinen Schluck bei mir haben. Siehst du — was Ferdinand angeht, so wird er dir wohl nichts zu trinken geben, das will er nicht tun. Er denkt vielleicht, daß du dann gar nicht mehr arbeiten kannst, er stellt sich nun einmal so an ... Aber wenn du gar nicht mehr weißt, wohin vor Durst, dann kommst du zur Mutter.“

Sie stand auf und holte eine Flasche guten alten Wacholder aus dem wohlverschlossenen Eckschrank, dazu zwei Gläser. Sie stieß mit ihm an, freilich nur ein Mal — die übrigen zwanzig Gläser durfte er allein trinken. Ach — so einen prächtigen Vierzigprozentigen hatte er seit Jahren nicht getrunken ... Er weinte bereits beim zehnten Glase vor Dankbarkeit und gelobte der Mutter grenzenlosen Gehorsam.

Sie strich ihm über das Haar:

„Sei nur immer brav, mein Sohn ...“, sagte sie und schickte ihn zur Nachtruhe in seinen Pferdestall.

Er war auch immer recht brav in Ferdinands Diensten. Am nächsten Morgen trat er an, mit blankgewichsten Stiefeln, mit einem Anzug, der zwar aus Papierfasern gewebt, aber doch, da er nur Sonntags getragen wurde, noch recht ansehnlich war. Er trug sogar ein Papiervorhemdchen und einen Papierkragen nebst Schlips, welch letzterer sich jedoch nicht mit den geziemenden unteren Regionen des Kragens begnügen wollte, sondern hartnäckig den Drang nach oben bewies, den sein Besitzer im Leben so schnöde verleugnet hatte. Dennoch bot er in diesem Aufzuge einen bescheidenen Willen zur Würde, einen rührend unbeholfenen Versuch zur Rechtlichkeit.

Ferdinand lachte laut, als er den Trompeter sah:

„Willst du freien, Mensch ...? Hier sind wir nicht so fein wie auf der Landstraße ... Runter mit den Klamotten!“

Wilhem, der alte Knecht, stand neben Ferdinand, er sah das bitterböse Funkeln in den Augen des Trompeters, er klopfte dem jungen Bauern mahnend auf die Schulter.

In diesem Augenblick kam Erna, die neue Magd, aus dem Stall, sie ging an der Gruppe der drei Männer vorbei — die rotblonde, glatthäutige Erna ...

„Erna ...“, rief Ferdinand und winkte sie heran, „hier ist ein feiner Herr gekommen, vielleicht ein Freier für dich.“

Erna stand still, sie trug zwei Milcheimer am Schulterquerholz, die leise an ihren Ketten schaukelten. Sie richtete sich auf, daß die starken Brüste sich in die Schürze preßten, ihr saftiger, weit geschwungener Mund wurde noch breiter im Spott, ein aufreizend roter Spalt, in dem das üppig weiße Gesicht schier zerbarst ... Sie wollte etwas sagen, aber sie zog es vor, sich gleichgültig mit dem linken Holzpantoffel die rechte Wade zu kratzen, verächtlich schob sie dabei die Schulterblätter zusammen, daß der Nacken in einer tiefen und lockend weichen Mulde sich senkte ... Dann ging sie weiter, stumm, gelassen, schwellenden Wuchses. Ferdinand sah ihr nach und vergaß beinahe den Trompeter ... Erst als die Haustür hinter der Magd zuklappte, fuhr er herum:

„Also gut, zieh deine feine Kluft aus, Trompeter, wir wollen gleich auf die Wiese fahren ...“

Sie fuhren auf die Wiese, nachdem der Alte sich seiner unpassend feinen Kleider entledigt hatte. Er ächzte leise,

als er mit seinen steifen Beinen auf den Leiterwagen kletterte und Ferdinand konnte es sich nicht versagen, auf die Behendigkeit des um zwei Jahr älteren Knechtes Wilhelm vorwurfsvoll hinzuweisen. Der Trompeter wollte eine freche Antwort geben — da er aber der Mutter versprochen hatte, recht brav zu sein, bezwang er seinen Unwillen und schwieg während der ganzen Fahrt . . .

Die Fahrt ging zur westlichen Seite des Dorfes hinaus, an der kleinen, spitztürmigen Schule vorbei. Ferdinand mußte an Lina denken, als er des Lehrers unbewegten Kopf aus der Laube lugen sah — ja, er dachte an Lina, die er noch nicht wieder zu sehen bekommen hatte seit ihrem Scheiden, weil ihre Herrschaft sie ganz einfach nicht fortlassen wollte. Sie hatte ihm ihre Briefe geschrieben und er hatte geantwortet, denn zumeist war es doch so, daß sie fragte nach vielerlei Dingen, um die sie sich sorgte: da waren die Rinder, die zum ersten Mal milchend werden mußten, da war das Pferd Lotte, das in der letzten Zeit ihres Dienstes so sehr gemagert und vom Futter gekommen war, da war der Fuhrenplan, das beste Ackerland des Cordeshofes, an dreißig Morgen, von denen sie wußte, daß sie um zwölf Morgen urbar gemachter Weide aus dem anstoßenden Ödland erweitert werden sollten, weil der Vater auf eine Vermehrung des Rindviehbestandes drängte . . . Sie fragte nach allen diesen Dingen und Ferdinand anwortete. Er pflegte ganz schöne Briefe zu schreiben mit seiner riesigen Tatze, nur konnte er nicht solch zierliche, saubere Buchstaben malen wie sie . . . Manchmal schrieb sie auch unter den Brief: „Denke immer an dich — und du?"

Oh — er auch, er auch . . . ganz gewiß. Er schrieb ihr das. Er dachte immer an sie, er konnte mit niemandem über sie sprechen, für den Vater war die ganze Sache erledigt durch das Machtwort, mit dem er Lina des Hauses verwiesen hatte, und die Mutter stand so tief in der Gewalt des Vaters, daß sie kaum in den seltenen Augenblicken des Alleinseins mit dem Sohne einmal die flüchtig scheue Frage wagte nach dem letzten Briefe der unvergeßlichen Magd . . .

Da war er nun ganz allein mit seiner verborgenen Sehnsucht, die immer in die Ferne drängte, allein auch mit seinem Verlangen, das freilich den jungen Körper oft zwackte und manchmal schon anfing, die Nähe aufzusuchen nach Weide für die Augen . . . Für die Augen — nur für die Augen . . . Da war nun diese Erna . . . aber nein, er wollte nicht an sie denken, er wollte es nicht!

Er blickte in den Septembermorgen, der das letzte Geschleier der Nacht klar von den Weiden hob. Dann kamen sie an den Fuhrenplan und er sah die Schönheit dieses Landes, dieses fruchtbaren Ackers, der als lichtes Rechteck tief in das dunkelwuchtige Grün des Waldes hineingeschoben war. Er sah nicht wie die meisten Bauern stumpf an den Bildern der Erde vorbei, sah nicht nur auf den kommenden Nutzen, der sich errechnen ließ mit einem gehörigen Batzen Arbeit und Dünger. Es lag ein schlummernder Grund von Traum in seinem Herzen und in seinen Augen, der Vater hatte ihn oft schon darum gescholten . . .

Als er einmal wochenlang krank gelegen hatte, in einem Zimmer, das im oberen Stockwerk des Hauses den Blick auf die wiegenden Wipfel der Birken gewährte, da hatte er das leise, unablässige Spielen der Blätter gesehen, den ganzen Tag . . . Hatte gesehen, wie sie sich leicht zu einander hinneigten zu schnellem Geflüster, zu einem Austausch ohne Ende . . . „Ja — sie wollen sich was erzählen . . .", hatte er gedacht, „und was wohl . . .?" Seine erzwungene Ruhe hatte ihn dazu geführt, sich ganze Geschichten auszudenken — und dann war ihm plötzlich das Sich-Neigen und das Wispern der vielen stummen Dinge da draußen so unheimlich nahe gekommen, daß er sich selbst hineinverschlungen fühlte in dieses große Gewoge; wie ein Versinken in tiefes Wasser war das, ein Verplätschern der eigenen kleinen Lebenswelle, ein schauerlich schönes Verlöschen . . . Er hatte sich so erschrocken über dieses seltsame Geschehen, daß er sich fortan nicht mehr gern aufs Träumen einließ, daß er lieber durch freches Wesen sein Herz ermunterte zum Lachen, als daß er durch stummes Lauschen und Schauen Gefahr lief, sich so zu verlieren. Noch einmal hatte er die Macht des stummen, tiefen Lebens verspürt, das war, als Linas Augen seinen Einbruch in ihre Kammer zurückgewiesen hatten — da hatte er sich wieder so klein gefühlt, gefangen, gepackt an seiner gefährlichsten Stelle . . . Und nie mehr konnte er sich lösen aus dem Griff jener Minute, sein Herz, seine Seele, sein Leben war an Lina gebunden, die starke, schweigsame Magd.

Vielleicht war es jetzt wieder der Drang, sich zu bewahren vor einem weichen Versinken in Sehnsucht, der ihm Ernas schreiende Üppigkeit vor die Sinne zwang . . . Er seufzte kurz, dann aber lächelte er, fast pfiffig, holte die Peitsche und knallte laut durch die Luft. Die rundlichen Füchse fielen in Trab, und der Trompeter, der ein bißchen eingenickt war, wäre beinahe vom Wagen gefallen.

Sie kamen aus dem Fuhrenwalde heraus. Da lagen noch ein paar magere, unlängst erst urbar gemachte Kartoffelstücke und dann setzte die ungebrochene Macht der alten mütterlichen Heide ein. Die braune Heide lag da, weit und gewaltig. Das war die wilde Herrlichkeit, die eher bestand als dieses Dorf und diese Äcker und diese emsige Plage der Bauern, wunderbar nutzlos und unbeirrt . . . Und nutzlos lag da die Spur einer alten, lange verlassenen und krautüberwucherten Poststraße, zeilengerade, gesäumt zu beiden Seiten von leuchtend weißen Birken . . . Die Wacholder flammten steil auf im endlosen Raum — aber das herrlichste war der wilde Wuchs der spärlich verstreuten Fuhren, die irgendein Zufall gesamt und die nun heraus gekommen waren wie Einsiedler groß aus ihrer verschwenderisch weit gezogenen Stätte . . . Diese Wildlinge, die ungehindert durch die erzwungene Nachbarschaft eines geizigen Bauernwaldes sich ausgeströmt hatten, mit langen, wallenden Armen der Ewigkeit entgegenzuwinken . . .

Düster ist die Heide, alt und ernst von verhaltenem Raunen, aber an ihrem Rande sonnt sich jubelnde Jugend des Flußtals. Die Aller hat ihren Lauf in die Heide gegraben, und von ihren Ufern ist die Alte staunend zurückgewichen, hat weite schwellende Wiesen zwischen sich und die Tochter gelagert, sie hat wohl ein wenig Angst vor dem feuchten Gefälle, in dem es hinabgeht zum Wasser . . .

So fuhr er in seine Wiesen am Fluß, ein junger Bauer mit seinen Pferden und seinen Knechten, ein Mensch auf der herrlichen Erde, ein freier Mann und niemandes Untertan, fuhr er aus Haus und Hof in eigenes Land und in eigene Wiesen zur Ernte. Kein Mensch war so fröhlich wie er, kein Leben im Lande so erfüllt wie seine siebenundzwanzig Jahre mit Glück — und wenn er nicht Herr über die Knechte gewesen wäre, er hätte am Ende gesungen . . .

Das Gras stand prächtig in diesem Jahr, und das Mähen war eine Freude. Stumm ging die Arbeit von statten, die kleine Grasmähmaschine nur knirschte saftig vergnügt und das Hüh und Hott des Bauern auf seinem Lenksitz klang durch die Stille . . . Dann schnaubte ein Pferd . . . ein Kibitz zog ratlos wispernd seine Kreise um das Gespann . . . Fern rief der hämische Häher im Erlengebüsch und hoch über allem schwebte verzückt der silberne Jubel der Lerche.

Sie schwiegen und mähten das Gras und die Knechte streuten es weit auseinander zum Trocknen. Schweigend verlief auch das wichtige Werk des Frühstücks — doch als der Mittag kam, ward es lebendig im Wiesengrunde, am Mittag kam Erna, die Magd.

Sie kam auf ihrem Rade gefahren, sie war ein wenig von Atem genommen, was Wunder, da sie auf sandigen Wegen bisweilen gar sauere Fahrt zu bestehen gehabt. Ihr bleiches Gesicht war gerötet und die Brust ging ihr auf und ab, unter der weißen Haube hervor drängte das rotblonde Haar und der erste Schweiß löste leicht das starre Gelock . . .

Sie springt vom Rade, und Ferdinand horcht auf den dumpfen Ton, mit dem der schwere Leib die schwellende Erde schlägt . . . Noch zittert es nach in seinen Sinnen, dies Klopfen, diese satte Berührung von Weib und Erde.

„Mahlzeit, Erna . . .", sagt er schnell, „was bringst du zu essen?"

Sie nestelt den großen Deckelkorb los von der Lenkstange des Rades und nimmt eine irdene Schüssel heraus. Der Duft gebratenen Specks schlägt ihm entgegen . . .

„Bohnen . . .", lacht sie, „Schnippelböhnchen mit Speck . . Cordes Mutter kocht gut, die hat eingemacht, alle Steingröppen so voll . . ."

Sie lacht wieder, ein kurzes Lachen, das sich gleichsam entfernt mit jedem seiner drei Laute . . .

Sie gehen in den Schatten eines Birkenbusches, am Rande der Wiese, die vier, sie strecken sich nach allen vier Himmelsrichtungen lang aus auf der Erde. Der Topf steht in ihrer Mitte, sie essen gemeinsam aus ihm, aber jeder

Löffel hat seine besondere Stelle im Napf — einer im Westen, einer im Osten, einer im Norden, einer im Süden ...

Nach dem Essen zieht der Bauer ein flaches Buddelchen aus der Jackentasche, es ist Kornschnaps darin, wie er, bescheiden genossen, in schwerer Erntezeit die Mahlzeit der Bauern bisweilen begleitet.

Ferdinand trinkt, reicht den Buddel der Magd, die trinkt, reicht ihn Wilhelm und der will ihn dann dem Trompeter weiterreichen.

„Halt!“ ruft Ferdinand strenge, „gib mir her! Der Trompeter darf nicht!“

Die drei anderen erschrecken, dem Trompeter bleibt der Mund offen stehen, er ist frech genug, die Hand nach dem Buddel auszustrecken.

„Warum denn nicht ...?“ knurrt er.

„Weil ich das verbiete“, sagt Ferdinand gewichtig und blickt schneidig im Kreise umher, besonders auf Erna blickt er, die staunend an seinen Lippen hängt ... Er hört, wie ihr Atem schneller geht und dann sieht er auch dieses hastige Atmen ...

Der Trompeter zeigt das Gesicht eines Knaben, dem ein böser Mann seine Zuckerstange fortgenommen hat und der gleich in die zornigen Worte ausbrechen wird: „Warte — das werde ich meiner Mutter sagen!“

Er kämpft aber die Wut herab, hält sich brav, wie es die Mutter befohlen hatte ...

(Fortsetzung folgt.)

Die schlafenden Kinder.

Eine alte Geschichte von **Mia Munier-Wroblewska.**

Es ist eine alte Geschichte. Sie hat sich zugetragen in einer Zeit, die fast zweihundert Menschenjahre von unseren Tagen trennen. Der Spreewald war damals noch sehr schwach bevölkert, darum blieb jedes ungewöhnliche Geschehen lange im Gedächtnis haften. Ob die Geschichte sich tatsächlich so zugetragen hat, wie ich sie gehört habe, wer will das entscheiden? Es spukte viel heidnischer Aberglaube in den Nachkommen der Sorben. Letzte Klänge uralter Sagen, uralten Zaubers geisterten lange durch die grünen Weiten zwischen gelben Kornfeldern, blauem Flachs, rotem Mohn, schneeweißem Sand, stillen Luchen, dunklen Elsen und wandernden Flügeln von Windmühlen, aber bald werden sie verklungen sein, verweht in den Winden einer anders gearteten Zeit. Die eisernen Gestänge elektrischer Leitungen, die mächtigen Webstühle der Tuchindustrie reden ihre klingende Sprache, die ist laut und hell, und die alten Geschichten und Sagen mit ihren mancherlei Geistern und Elben haben sich verkrochen in die verborgensten Winkel an schilfumstandenen Tümpeln. Nur selten vernimmt ein Ohr, das eingestellt ist auf die Klänge zwischen Wind und Regen, zwischen Sonne und Mond, ein Echo des versunkenen Heidenspuks der Sorben und Wenden.

Auf einem einsamen Hof an der Kzschischoka hauste seit Generationen ein altes Sorbengeschlecht. Es waren wunderliche Leute, ein wenig hintersinnig und mit Augen, die allerlei sahen, das den Blicken der anderen verborgen blieb. Es ging mit ihnen, wie es mit allen geht, die der Wirklichkeit nur geringe Aufmerksamkeit zuwenden. Ihre Äcker trugen karge Frucht und versumpften, das Wohnhaus unter den Ebereschen verfiel immer mehr, grün bemoost hing das niedrige, schadhafte Dach auf die blinden Fenster herab.

Der letzte Bauer, dem der alte Hof zu eigen war, hatte in seinen jungen Jahren versucht, Wandel zu schaffen, tiefer zu pflügen, Gräben zu ziehen und Dung auf den Sand zu werfen. Aber dann war ein Krieg übers Land gezogen, fremder Rosse Hufe hatten die Saat zerstampft, und als ihm gar das Weib im Kindbett gestorben, war der Mann trübsinnig geworden und ließ von Stund' an alles gehen, wie es eben ging. Seine alte Mutter zog die Kinder auf; es war ein Zwillingspärchen, ein Bub und ein Mädchen. Die Alte kochte, wusch und flickte, so gut sie es vermochte, doch mehrte sich der Verfall um Haus und Acker von Jahr zu Jahr.

Die Kinder waren fünfjährig, als der Vater eines Sonntags gegen seine Gewohnheit ins nächste Dorf ging. Von diesem Tage rührte aller späterer Jammer her. Der Mann sah im Dorf ein Mädchen, dem beim Tanz der rote, schwere Rock gleich einem Mühlenflügel um die Waden flog, dem die Augen kohlengleich im runden Gesicht standen und die Zähne wolfsblank unter vollen Lippen bleckten. Dies Mädchen fiel in sein umdüstertes Herz wie ein Feuerbrand, und wiewohl seine Mutter und verständige Nachbarn ihm abrieten und meinten, das Mädchen werde seinen Kindern keine gute Stiefmutter sein, nahm er es doch zum Weibe und brachte es heim auf den einsamen Hof.

Sie ergriff das Regiment mit harten, jungen Fäusten. So ärmlich das Leben auch gewesen, die Kinder hatten bislang keine Not gelitten. Jetzt gab die Stiefmutter ihnen und der Alten solch dünne Schnitten Roggenbrot und solch kleine Näpfchen Suppe, daß der Hunger in ihren Eingeweiden zu bohren begann. Die Alte ward schwächer von Woche zu Woche. Die Kinder, verschüchtert durch die rauhe Art der neuen Herrin im Haus, hielten sich nur noch bei der Großmutter und im dunklen Ofenwinkel, wo sie zitternd beisamen hockten. Derweil Herbstwinde das alte Haus und die kahlen Ebereschen rüttelten, erzählte die Alte den Enkeln die Märlein von der Wasserjungfer, die Glückskinder aus den blauen Wassern der Kzschischoka emportauchen sehen mit blendendweißem Oberleibe, derweil sie den Fischschwanz in den Fluten berge, vom spielenden Gold, das in verwunschenen Winkeln gleich Sonnenstäubchen flimmernd im Abendgolde woge und von Glückshänden zu gesegneter Stunde gegriffen werden könne, und vom Wodernix, dem grausigen, dessen Zorn man besänftigen müsse, indem man ihm heimlich reiche Gaben an Korn, Frucht und andern Opfern ans Flußufer lege, seine Freßluft zu stillen. Da horchten die Kinder mit Augen so tief und geheimnisdunkel wie der Tümpel hinterm Haus, und ein Zittern ging über die feinen, uralten und zerbrechlichen Saiten ihrer Herzen.

Als der Frost das stille Land in seine klirrenden Arme nahm, wachte die Großmutter eines Morgens nicht mehr auf. Von Stund' an waren die Kinder völlig verwaist, denn der Vater wagte nie, ein Wort zu ihren Gunsten zu sagen, und bekümmerte sich nicht um die Kleinen.

Eines Abends — es war um die Zeit der heiligen zwölf Nächte zwischen Julnacht und dem sechsten Tag des neuen Kalenderjahres, die Zeit der Nächte, in denen die wilde Jagd mit Hussa über die Gipfel der Ebereschen fährt —, da hörten die Kinder, die im Heu unterm Dachboden ihre Schlafstelle hatten zugewiesen bekommen und vor Kälte und Hunger nicht einschlafen konnten, wie die Stiefmutter sprach: „Wenn ich die Bälger nur bis zur neuen Ernte nicht zu füttern brauchte! Hernach wird's leichter werden, das kannst du mir glauben. Ich bin stark wie ein Mann, ich werde graben und hacken und das Korn wird dreifach wachsen. Nur bis zum Ernting weiß ich mir keinen Rat.“

Drauf die müde Stimme des Vaters: „Was hilft bei meinen Äckern das Graben und Hacken, es versumpft ja doch alles wieder.“

Und dann die Stiefmutter: „Man muß dem Wodernix ein fettes Freßopfer vorwerfen, ein lebendiges.“

Da faßten die Kinder im Heu einander bei den dünnen, kalten Fingern, und ihre Herzen taten den gleichen Schlag unausdenkbarer, grauser Angst.

Andern Tags hörten sie den Vater vom Hof, wo er das Pferd anschirrte, um in den Wald zu fahren, zur Stiefmutter in die Küche rufen: „Wenn du meinst, daß es nützt, dann tu es, aber schlacht es zuvor!“

Da flüsterte das Brüderchen: „Sie wird eines von uns für den Wodernix schlachten.“

Und das Schwesterchen hauchte, ganz steif und starr vor Angst: „Wir wollen einschlafen, so fest einschlafen, daß wir bis zur neuen Ernte nicht aufwachen. Wenn sie uns kein Brot geben muß, wird sie uns schlafen lassen.“

Mit Einbruch der frühen Dunkelheit schlichen die Kinder hinauf ins Heu. Sie hatten kein Mittagbrot bekommen denn der Vater war ja im Walde, und die Stiefmutter schrie sie an, sie brauchten heute keine Suppe. Nun lagen sie oben eng beieinander. Übers Dach sauchten die langen, weißen Rosse der wilden Jagd, die grauen Wölfe und die roten Füchse, das Brüderchen sah sie ganz deutlich durch die Ritze. Das Schwesterchen aber starrte mit weiten Augen in die dunklen Winkel und raunte: „Ich seh die goldenen Mücken tanzen, wir wollen sie fangen, dann bekommen wir immer Brot und Milch, auch Sonntags ein Stück Fleisch, und sie braucht uns nicht für den Wodernix zu schlachten.“

Und dann fielen beide in Schlaf, in einen Schlaf, der länger währen sollte, als die längste Winternacht.

Es war schon finster in der Küche, von der die Leiter zur Schlafstelle der Kinder führte, da kam die Stiefmutter ins Haus, hatte ein langes, spitzes Messer unter dem Brusttuch verborgen und sah ein wenig unsicher in die Herdecke, wo die Großmutter immer gesessen hatte. Ein paar Kohlen glühten von der Feuerstelle wie böse, tote Augen. Die Stiefmutter ging leise bis zur Leiter, lauschte, ob es oben schon still war, und stieg dann hurtig empor von Sprosse zu Sprosse. Als sie sich von der obersten Sprosse in den finstern Bodenraum schwingen wollte, war es ihr, als greife etwas nach ihrem Fuß, sie wendete den Kopf, glitt aus und stürzte hinab in die Küche. Das Messer durchbohrte im Fall ihre Brust. In einer Lache Blutes, so rot wie die Kohlen im Herde und wie ihr Rock beim Tanz im Dorf fand der Vater das tote Weib, als er spät aus dem Walde kam. In der Verwirrung der Nacht dachten er und die herbeigerufenen Leute vom Nachbarhof nicht an die Kinder. Erst mittags am folgenden Tage stieg die Nachbarin ins Heu, um die Kinder zu wecken, da lagen sie mit schlafroten Wangen eng umschlungen, aber kein Rufen und Rütteln weckte ihr Bewußtsein.

Und als die Stiefmutter schon im winterkalten Sande lag, schliefen die Kinder noch immer, das Brüderchen mit einem bangen Ernst, das Schwesterchen mit einem goldenen Lächeln. Der Vater trug die Schlafenden hinab in die warme Küche. Der Tod des Weibes, das Rausch und Verwirrung in sein Leben gebracht, schien bei ihm vergessen über der Sorge um die Kinder. Eine Woche ging hin und noch eine, die Kinder schliefen. Die Nachbarn schickten weit hinab in die Stadt um einen Medikus. Der gelehrte Mann kam, besichtigte die schlafenden Kinder, vermochte sie nicht zu wecken und sprach von einem seltenen Fall mit klugen, lateinischen Worten, die keiner verstand.

Der Vater aber saß tagein, tagaus bei den schlafenden Kindern, sprach mit niemandem mehr und war umdunkelten Geistes.

Als die Eiszapfen am Dachfirst in der wärmenden Sonne tauend sich kürzten und die Tage länger wurden, tat das Schwesterchen die Augen auf und sprach: „Ich habe die goldenen Mücken gefangen. Sieh, Vater, nun haben wir Geld und können uns satteßen."

Der Vater gab der Kleinen Brot und Milch, sie aß und trank und ging umher. Das Brüderlein aber erkaltete von selbiger Stunde, und als die Nachbarn am nächsten Sonntag kamen, war das Kind tot.

Das Mägdlein hat noch viele Jahre gelebt, doch war es nicht wie andere Kinder, es redete oft von den goldenen Mücken, und lachen tat es nur, wenn es an Sommerabenden im Abendsonnenschein inmitten eines tanzenden Mückenschwarms selber leicht und schier körperlos schwebte und mit den dünnen Fingern die Insekten zu haschen trachtete. Dann war es vollauf glücklich.

Es blieb kümmerlich an Wuchs, und als es starb und begraben wurde, war es längst kein Kind mehr, die Nachbarn aber sprachen: „Nun schlafen die beiden Kinder den ewigen Schlaf."

Der Vater ist steinalt geworden in seiner Einsamkeit, doch hat er fast kein Wort geredet, und die ihn sahen in seinem Alter, erzählten, er habe das Ansehen eines abgeschiedenen Geistes gehabt.

Nach seinem Tode fiel der Hof an den Staat, und der Große Fritz besiedelte das menschenleere Land mit allerlei Leuten aus anderen Gegenden. Aber die Geschichte von den schlafenden Kindern ist noch lange haften geblieben im Gedächtnis der Überlebenden.

Der Festtagsbraten.

Ein Schwank von **Herbert Winder.**

Die Bäuerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie das wüste Durcheinander und den Lehm und den Schmutz in ihrer Stube gewahr wurde; denn seit der Morgenfrühe standen die Töpfer im Haus und klopften und hämmerten und es sah wie auf einem Bauplatz aus.

Nun ist es eine alte Sache, daß Töpfer um einen gesunden Durst nie verlegen sind; aber in diesem besonderen Falle kam die Versuchung von einer anderen Seite. Denn mitten im Vormittag geschah es, daß der Geselle auf einmal tief und herzlich die Luft durch die Nase einzog, daß seine Augen von einem ganz schwermütigen Schimmer überliefen und aus dem untersten Stock seines Herzens ein ehrlicher Aufseufzer über seine Lippen schlüpfte, und wie der Meister erstaunt von seiner Kachelarbeit aufsah und voller Besorgnis annahm, der Geselle sei ihm etwa mit eins krank geworden, schüttelte dieser nur abweisend den Kopf und warf dabei einen sehnsüchtigen Blick durch die Küchentür: „Schmeckend Ihr nix, Meischter? Herrgott, kann die Frau an guta Brata macha!"

Aber dem Meister war mittlerweile das heimliche Verlangen selber in Mund und Magen gefahren und während er noch den Gesellen beschwichtigte: „Woll, woll, aber schaff weiter!", kroch das Aufseufzen auch schon aus seinem eigenen Mund; und so wechselte das Türschielen und Verlangen vom Meister auf den Gesellen zurück und vom Gesellen wieder auf den Meister über, bis es sich traf, daß die Bäuerin einmal gerade nicht um die Wege war. Da aber hielten es die beiden auch keinen Augenblick länger aus: sie mußten einen Sprung in die Küche tun und einmal den Deckel lupfen und nachschauen, was denn eigentlich darin so lustig prasselte und brodelte.

„I glaub, die tun den Hochzigtag fiera oder sonscht an Tag im Kalender!" staunte der Meister, und so mußte es wohl sein, so reichlich war die Pfanne gefüllt. Und als nun gar die heißen Schwaden aus der Schüssel quollen und der Duft immer verlockender wurde, vermochten die beiden auch nicht länger zu widerstehen: ein jeder langte fix mit der Gabel, die er schon auf die Welt mitgebracht hatte, in die Pfanne, angelte sich ein knusperiges und saftiges Stück heraus und ließ es sich von ganzem Herzen munden.

Wie nun verbotene Früchte am besten schmecken, so weckte auch dieser erschlichene Bissen, als sie nachher wieder über ihrer Ofenarbeit lagen, erst den richtigen Appetit, so daß, als die Bäuerin zurückkam, der Meister es nicht anders konnte, als ihr ein Kompliment über die guten Düfte, von denen sie aus der Küche her umschmeichelt wurden, zu machen und das durfte sich sehen lassen. Die Bäuerin aber, eine gute und hilfsbereite Seele, brachte es nicht übers Herz, die wackeren Töpfer noch weiterhin diesen Verlockungen auszusetzen, ohne ihnen wenigstens etwas aus dem duftenden Topf abzugeben. Sie brachte ihnen also ein tüchtiges Stück davon und ein Brot und ein Glas Most dazu und die beiden ließen es sich von ganzer Seele schmecken.

Gegen Mittag kam der Bauer nach Hause, er war gut aufgelegt und schien sich wirklich in einer solchen Festtagsstimmung zu befinden, daß er die Töpfer kurzerhand zum Mittagessen einlud. So geschah es, daß diese nochmals zu dem saftigen Braten kamen und es ihnen im Magen nur so lachte, als sie hernach mit verdoppeltem Eifer wieder an ihren grünen Ofen gingen.

Endlich am Abend, als sie ihre Kellen und Hämmer und übrigen Werkzeuge zusammenpackten, meinte die Frau, sie hätten nun so fest an dem Ofen geschafft, daß sie sie an diesem besonderen Tage nicht nach Hause gehen lassen könne, ohne ihnen noch eine kleine Stärkung angeboten zu haben. Der Töpfer und sein treuer Geselle setzten sich also neuerlich mit an den Tisch und der aufgewärmte Rest von dem Braten schmeckte ihnen fast noch besser als am Mittag; und diesmal blieb auch nicht mehr so viel in der Schüssel zurück, daß die graue Angorakatze viel zum Schlecken gehabt hätte.

Da packte die Bäuerin die Schüsseln zusammen, atmete tief auf und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel wehmütig über die Augen.

„So, jetzt wär's Möpsle g'gesse!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.